

CAROLIN NEUBERT

Verschwiegenes Reden? Wie Jugendliche im institutionellen Kontext (nicht) über ihre Gewalterfahrung sprechen.

Abstract

Im Beitrag wird der Frage nachgegangen, inwiefern der institutionelle Raum einer Schutz Einrichtung für Jugendliche die Art und Weise mitbestimmt, wie diese über erlebte interfamiliäre Gewalterfahrung sprechen. Ziel ist die empirische Skizzierung von Strukturmerkmalen dieser Sprachweisen über Gewalt. Erzählungen über die eigene Gewalterfahrung werden hierbei als eine kommunikative Gattung begriffen. Anhand empirischer Rekonstruktionen einzelner Erzählpassagen wird gezeigt, wie subjektive Gewalterfahrungen im institutionellen Raum als sinnvoll kommuniziert werden. Der Beitrag stellt damit erste empirische Konzepte vor, die zeigen auf welche Weise die Erzählenden auf die institutionelle Rahmung der Schutzeinrichtung, insbesondere dessen Übergangscharakter, Bezug nehmen.

This article examines the extent to which the institutional framework of a protective facility for young people influences the way in which they talk about their experiences of interfamilial violence. The aim is to empirically outline the structural features of these ways of speaking. Narratives about one's own experience of violence are understood here as a communicative genre. Empirical reconstructions of individual narratives are used to show how subjective experiences of violence are communicated as meaningful in the institutional framework. The article thus presents initial empirical findings that show how the narrators refer to the institutional framing, in particular its transitional character.

Keywords: Gewalterzählung, kommunikative Gattung, institutional talk, Jugendliche, Institution, Schutzeinrichtung

Narrative of violence, communicative genre, institutional talk, young people, institution, protective institution

1 Einführung zum Thema

Der vorliegende Beitrag befasst sich auf Grundlage einer empirischen Analyse von Interviewmaterial mit der Frage, wie sich von innerfamiliärer Gewalter-

fahrung¹ betroffene Jugendliche im institutionellen Kontext einer Schutzeinrichtung² darstellen und auf welche Weise dieser Kontext die Selbstpräsentation vor- bzw. mitstrukturiert. Ausgangspunkt ist dabei die Annahme, dass „stories are sequenced objects articulating with the particular context in which they are told“ (Jefferson 1978, 219). Bezogen auf die Gewaltthematik liegt die „Vermutung zugrunde, dass sich die Darstellung von Gewalterfahrung in einer wiederkehrenden Strukturlogik beschreiben lässt. Die Leitfrage des Beitrags lautet daher: Wie bestimmt der institutionelle Raum der Schutzeinrichtung die Art und Weise mit, in der Jugendliche über ihre Gewalterfahrung sprechen und an welchen Stellen entfaltet sich diese Kontextabhängigkeit empirisch? Ziel ist die empirische Skizzierung von Strukturmerkmalen dieser Sprechweisen über Gewalt, auf die Jugendliche bei der öffentlichen Thematisierung ihrer persönlichen Erfahrungen zurückgreifen.

Die Daten stammen aus einem an der Universität Erfurt (Arbeitsbereich Sozialpädagogik) angesiedelten DFG-Projekt³, in dessen Rahmen biographisch-narrative Interviews mit Jugendlichen geführt wurden, die sich auf eigenen Wunsch in eine Schutzeinrichtung begeben haben. In diesem Forschungskontext wird ein Dissertationsprojekt entwickelt, welches Grundlage dieses Beitrags ist. Anhand der Rekonstruktion der Eingangserzählung und weiterer Passagen des Interviews soll gezeigt werden, auf welche Weise Jugendliche in ihren Narrationen Bezug nehmen auf den Kommunikationsrahmen (die Schutzeinrichtung) und dessen Deutungen von Gewalt. Der Beitrag fragt somit empirisch danach, wie es Jugendlichen gelingt, ihrer Gewalterfahrung institutionell Sinn zu verleihen. Erste Einblicke in die Gesamtstruktur der biographischen Erzählung deuten darauf hin, dass Jugendliche im Reden über ihr Leben kaum biographische Einblicke gewähren, eigenes Erleben verschweigen und lebensgeschichtliche Bezüge unkenntlich werden lassen. Diese Techniken weisen auf einen spezifischen, durch die Institutionenordnung der Schutzeinrichtung hervorgerufenen Kommunikationsmodus hin.

1 Der Verzicht auf die Eingrenzung des Forschungsgegenstandes durch eine vorab festgelegte Definition von Gewalt trägt dazu bei, der Implizität von Gewalterzählungen Rechnung zu tragen. Gewalt ist in diesem Sinne nur grob als (körperliche oder psychische) Konfliktsituation zu definieren, die geprägt ist durch Momente der Bedrohlichkeit und Verletzlichkeit, durch eine klare Intention auf Seiten des Gewaltausübenden und in ihrem interaktionellen Ausnahmecharakter von alltäglichen Situationen abgrenzbar (vgl. Equit 2012; Helfferich 2015).

2 Damit sind Einrichtungen zur Inobhutnahme von Kindern und Jugendlichen gemeint. Je nach regionaler Ausgestaltung sind gesonderte Einrichtungen vorgesehen oder aber integrierte Plätze in Kinder- und Jugendheimen oder Wohngruppen.

3 Es geht dabei um das von der DFG geförderte Projekt „Selbstmeldungen in der Inobhutnahme und ihre biographische Bedeutung für Jugendliche“ (SECURE); Projektleitung: J.-Prof. Dr. Tobias Franzheld; Mitarbeiterin: Carolin Neubert, M.A.; Laufzeit: 10/22 – 09/25.

Nach einer Einführung in das Forschungsthema und der Rahmung des Kontexts der Gewalterzählungen wird zunächst auf die methodische Ausrichtung des Beitrags sowie das Datenkorpus eingegangen. Dabei steht die Frage im Zentrum, auf welche Weise Gewalterzählungen in Institutionen als ‚kommunikative Gattung‘ rekonstruiert werden können. Anschließend werden Ablaufmuster von Gewalterzählungen skizzenhaft vorgestellt, bevor anhand von drei Konzepten der kommunikativen Darstellung von Gewalterfahrung der Versuch einer Strukturgeneralisierung unternommen wird. Am Ende steht eine vorsichtige Beantwortung der Frage, „auf welche kommunikativen Probleme eine kommunikative Gattung [in diesem Falle: Gewalterzählung, C.N.] antwortet“ (Luckmann 1989, 41).

2 Erzählen unter Zwang? Über Gewalterfahrung sprechen in Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe

Zum Zeitpunkt der Interviews befinden sich alle befragten Jugendlichen in einer so genannten *Schutzeinrichtung* der Kinder- und Jugendhilfe. Das sind in den allermeisten Fällen Inobhutnahme-Einrichtungen nach § 42 SGB VIII, die Jugendlichen bei akuter Gefahr Schutz gewähren (vgl. Neumann-Witt 2020). Auch wenn der Aufenthalt in diesen Einrichtungen zunächst von Gesetzgeberseite ohne Bedingung gewährt werden muss⁴, spielt es spätestens bei der Wahl der Anschluss Hilfen eine Rolle, auf welche Gewaltnarrative Jugendliche in ihren Erzählungen Bezug nehmen. Mit anderen Worten: „each of this places will require a narrative of abuse“ (Trinch 2003, 57), um den Übergangsstatus der Jugendlichen zugunsten einer dauerhaften Lösung, mitunter bis zur Volljährigkeit, aufzulösen. Dem Beitrag liegt die Annahme zugrunde, dass es hier um institutionelle Kommunikation geht, die Einrichtungen also einen „institutional talk“ (vgl. Heritage 2005) hervorbringen, dessen Grundbestimmungen, wie die unausgesprochene Orientierung an den Codes der Institution, konstituieren. Obwohl es sich also bei der besprochenen Unterbringungsform um eine bedingungslose Maßnahme handelt, muss sich diese Bedingungslosigkeit im Sinne einer Bedürftigkeitsprüfung erkämpft werden (vgl. Schrödter 2020, S.2). Um dieser Prüfungsstandzuhalten, ist die sprachliche Darstellung einer persönlichen Hilfsbedürftigkeit relevant (vgl. ebd., S.23). Wenn individuelle Gewalterfahrung in einem institutionellen Raum zur Sprache kommt, geht es somit nicht ausschließlich um die Thematisierung persönlicher Erfahrung, sondern um die institutionell als

⁴ Inobhutnahmen sollen in der Regel nicht länger als sechs Wochen dauern, die Praxis zeigt gegenläufige Tendenzen (vgl. Mühlmann 2020).

sinnhafte gelabelte kommunikative Vermittlung⁵ der dahinterliegenden Bedeutung. Hier entfaltet sich der Doppelcharakter der Schutzeinrichtung als jener Institution, um die es im vorliegenden Fall gehen soll: Sie erschafft zwar einen Artikulationsraum und besitzt damit einen Ermöglichungscharakter für die Aussprache persönlicher Erfahrung, sie stellt sich jedoch auch als Aufforderungsraum dar, der Sprechen verlangen kann und Inhalte des Sprechens nach institutionellen Codes vorstrukturiert. Die Thematisierung von Gewalt durch die Jugendlichen orientiert sich – so die daraus folgende Annahme – implizit an den institutionellen Codes und entfaltet Strukturlogiken einer institutionellen Krisenkommunikation. Der Beitrag folgt dabei den Ausführungen von Trinch (2003), mit der wir Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe als „interactive institutions“ (Trinch 2003, 58) beschreiben können. Sie führt aus, wie sich ein akuter Handlungsdruck bei asymmetrischer Machtverteilung der Beteiligten (Fachkraft vs. Jugendliche) auf den Kommunikationsraum auswirkt: „the action taken by interactive institutions is heavily dependent on the communicative abilities of the people who seek them out“ (Trinch 2003, 60). Der institutionelle Raum verlangt mit anderen Worten nach einer kommunikativen Darstellung der Gewalterfahrung. Weil das Sprechen über Gewalterfahrung aber an den Grenzen intersubjektiver Verstehbarkeit (vgl. Helfferich 2015) liegt und die außeralltägliche Erfahrung vom Wesen her kaum beschreibbar⁶ (vgl. Gülich 2005) bleibt, ist es insbesondere sinnig zu eruieren, „was an Gewalt in welchem Kontext versprachlicht und was nicht (mehr) versprachlicht werden kann“ (Zillig 2016, 123) und welche Strukturlogiken dieser spezifischen Kommunikation sich aus dem Kommunikationskontext ableiten lassen. Denn „wie Gewalt erklärt wird, hängt mitnichten von schlichten objektiven Fakten ab, sondern zu einem guten Teil davon, *wer wem* eigentlich *was* erklären will“ (Zillig 2016, 119, Herv. i. Orig.). Das heißt, hier hat der Kommunikationskontext einen erheblichen Einfluss.

Diese dem Phänomen inhärente Kontextgebundenheit wird in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung unter dem Stichwort *Sichtbarkeitsbias* verhandelt und Gewalt wird als indexikalisches Phänomen beschrieben. Es geht darum, „etwas zum Sprechen zu bringen, das sich der Versprachlichung aus methodischen Gründen widersetzt, weil es sich im Verborgenen abspielt und weil Machtbeziehungen Artikulationsmöglichkeiten einschränken oder kulturelle Normen

5 Vermittlung wird hier verstanden als Situierung subjektiver Erfahrung, also als Prozess der Sinnzuschreibung bezogen auf (antizipierte) Anforderungen eines spezifischen Kontextes (hier: Die Institution der Schutzeinrichtung) (vgl. Garfinkel 1952).

6 Gülich weist in Bezug auf ihr Untersuchungsthema (die Anfallsbeschreibung von Epilepsie-Patient*innen) insbesondere „auf die Vorgeformtheit und die Erwartbarkeit in bestimmten Kontexten“ (Gülich 2005, 225) hin, d.h. die Relation des Sprachraums zum Thema. Mit anderen Worten: Erfahrungen werden in Bezug zu einem bestimmten Sprachraum bzw. zu einem bestimmten Gegenüber unbeschreibbar.

einen Sprechverzicht auferlegen“ (Hartmann/Hoebel 2020, 75). Lindemann skizziert hier einen „an das Konzept der vermittelten Unmittelbarkeit anschließenden Gewaltbegriff“ (Lindemann 2017, 59), der Gewalt nur in seiner symbolisch-kommunikativen Vermittlung versteht, die immer in Bezug auf einen institutionalisierten Dritten vollzogen wird: „Gewalt kann nicht ohne die Rede über Gewalt verstanden werden. Denn es bedarf der Rede über Gewalt, um Gewalt als solche zu identifizieren“ (Lindemann 2017, 62). Gewalterzählungen sind damit nie losgelöst von ihrem kommunikativen Kontext zu betrachten, sondern müssen unter Berücksichtigung ihres Schwellencharakters zwischen Alltäglichkeit und Außeralltäglichkeit, zwischen Ordnung und Außerordentlichkeit (vgl. Staudigl 2015, 39) symbolisch appräsentiert, d.h. vergegenwärtigt, und damit für einen gewissen Kontext sinnhaft stabilisiert werden (vgl. Staudigl 2015, 39). Außerdem wissen wir, dass „Konventionen und Regeln, Recht und Tabu“ am Beginn jeder Erzählung über Gewalt (Wulff 1990, 77) stehen und dass Gewalt nur „in ihren verschiedenen Konzeptionen“ (Wulff 1990, 76) zugänglich ist. Es braucht also eine Geschichte, eine „symbolische Überformung“ (Wulff 1990, 76) der eigenen Erfahrung.

Wie lösen Jugendliche dieses kommunikative Problem praktisch auf? Mit Ulmer/Bergmann (1992) wird behauptet, dass es „organisierte, d. h. nicht-zufällige Lösungen geben“ (Ulmer/Bergmann 1992, 82; vgl. auch Luckmann 1989) muss und dass die Lösungen durch das Etablieren kommunikativer Gattungen als „objektiviertes Bindeglied zwischen subjektiven Wissensvorräten und gesellschaftlichen Strukturen“ (Günthner/Knoblauch 1994, 701) erreicht werden. Dabei geht es um mehr als nur darum, das „neu aufflammende Interesse am Konzept der kommunikativen Gattungen“ (Knoblauch/ Singh 2023, 4) zu befeuern, sondern vielmehr um die Rekonstruktion eines institutionellen Rahmens des Sprechens über Gewalterfahrung und dessen versprachlichte Spuren in den Erzählungen Jugendlicher über erlebte Gewalt. Das Konzept der *kommunikativen Gattung* bietet sich durch seine Kontextsensibilität als analytisches Mittel zur Verschränkung sozialer Institutionen mit gesellschaftlicher Sozialstruktur an. Es ermöglicht einen starken Fokus auf die Einbettung von Kommunikation in ihre gesellschaftlichen Kontexte. So werden Erzählungen über eigene Gewalterfahrung als eine kommunikative Gattung begriffen, der Regeln zugrunde liegen, die methodisch kontrolliert erschlossen werden können. Das in Bezug auf Gewalterzählungen zu zeigen und damit wie „institution talked into being“ (Heritage 2004, 222) und umgekehrt verläuft, ist ein Ziel meines Beitrages.

3 Datenmaterial und Vorgehen

Gewalterzählungen lassen sich als kommunikative Gattung begreifen, die sprachliche Lösungen für das Problem der Vermittlung subjektiver Gewalter-

fahrungen unter der Bedingung einer institutionellen Artikulation liefern. Folgt man einer rekonstruktiven Interpretationshaltung, die sich der nicht explizit zugänglichen Konstruktionsleistungen dieser institutionellen Kommunikation annimmt, so müssten sich Strukturen dieser Gattung in jedem Sprechakt über Gewalterfahrung rekonstruieren lassen. Indem Gewalterzählungen im institutionellen Kontext als gattungsförmig betrachtet werden, gewinnen wir nicht nur Einsicht in die institutionelle (Ko-)Produktion von Bedeutung in Bezug auf erlebte Gewalt, sondern auch Einsicht in die Beschaffenheit der institutionellen Kommunikation an sich und im vorliegenden Fall in die Struktur des gesellschaftlich-manifestierten Auftrags der Schutzeinrichtung.

3.1 Rekrutierung und Erhebungssituation sowie Datenkorpus

Der Kontakt zu den Jugendlichen, die im Folgenden zu Wort kommen, erfolgte über die Fachkräfte der jeweiligen Schutzeinrichtung. Diese fungierten als Gatekeeper, welche potenzielle Gesprächspartner*innen vorab auswählten bzw. auf das Projekt ansprachen.⁷ Stimten die Jugendlichen zu, wurde ein Termin zum Interview vereinbart, welches vor Ort in der Einrichtung (zumeist im Aufenthaltsraum, selten im Zimmer der Jugendlichen) stattfand⁸. Alle Gespräche wurden nach dem Prinzip des biographisch-narrativen Interviews (vgl. Fischer-Rosenthal & Rosenthal 2006; Schütze 1983) geführt, d. h. sie waren offen gestaltet und auf das Relevanzsystem der Erzählenden ausgerichtet. Sollte der Erzählfluss ins Stocken kommen, wurden offene Nachfragen gestellt, die auf einem kurzen Leitfaden vorbereitet waren. Die Eingangsfrage, die eine längere Eingangsnarration erzeugen sollte, zielte auf den Weg in die Einrichtung, also das ‚Warum und Wie‘ der Selbstmeldung. Zudem interessieren v. a. Episoden szenischen Erinnerns (vgl. Rosenthal 2002, 9), in denen es zur Wiedergabe von Schlüsselerlebnissen über Gewalt kommt. Dabei ist nicht die Gewalt als solche Gegenstand der Untersuchung – beispielsweise Fragen nach der Art oder Schwere –, sondern das sprachliche Handeln sowie die dem sprachlichen Handeln zugrunde liegenden institutionellen Strukturen, die das Sprechen über Gewalt (vor-)strukturieren.

7 Im Rahmen des oben genannten SECURE-Projektes interessierten wir uns v.a. für die Selbstmelder*innen, also jene Jugendlichen, die sich auf eigenen Wunsch an eine Schutzeinrichtung gewendet haben. Dies geschah in den meisten Fällen über Dritte, wie etwa Schulsozialarbeiter*innen, die Polizei oder das Jugendamt.

8 Allen Jugendlichen lagen vor dem Gespräch ein Informationsschreiben zum Projekt sowie Formulare zum Datenschutz und die Einwilligungserklärung vor. Alle Gespräche wurden nach Aufklärung und Einwilligung durch die Jugendlichen aufgezeichnet und später verschriftlicht. Die Interviews dauerten zwischen 20 und 80 Minuten. Im Anschluss fand eine Genogramm-Erhebung zum familiengeschichtlichen Hintergrund der Jugendlichen statt, die jedoch keinen Eingang in diesen Beitrag findet.

Erzählungen, die im Rahmen narrativer Interviews generiert werden, können trotz ihres vermeintlich künstlichen Charakters als natürliche Daten betrachtet werden (vgl. Lucius-Höhne/Deppermann 2005, 40; Zilles/King 2005; König 2014). Diese Natürlichkeit bezieht sich einerseits auf den kommunikativen Kontext des Interviews und die damit verbundene kommunikative Aufgabe an Interviewer*in und Interviewte*n. Andererseits wird das Interview, welches vor Ort in der Schutzeinrichtung, also in der aktuellen Lebenswelt der Jugendlichen, stattfindet, betrachtet als ein veröffentlichtes Gespräch in diesem institutionellen Rahmen, in dem sich Jugendliche dann der impliziten und erlernten Regeln institutioneller Kommunikation über ihre eigene Geschichte bedienen, auch wenn ihr Gesprächspartner keine pädagogische Fachkraft ist (vgl. Överlien/Hydén 2003). Auch Helfferich (2015) argumentiert in Anlehnung an Lucius-Höhne/Deppermann (2005), dass bei der Analyse von Interviews „gesprächsanalytische Prämissen und Analysetechniken, die sonst auf die Textgattung der Alltagskonversation als sprachlicher, sozialer Interaktion angewendet“ werden, adaptiert werden (Helfferich 2015, 135). Diese Adaption hat, neben einer erhöhten Kontextsensibilität, die für das Thema Gewalt konstruktive Konsequenz, dass nicht die Gewalt Gegenstand der Untersuchung ist, sondern das sprachliche Handeln sowie die im sprachlichen Handeln bearbeitete Erinnerung an Gewalt. Für Interviews als Erhebungsform (insbesondere bei Jugendlichen) sprechen schließlich auch Erkenntnisse aus der pädagogischen Forschung. So stellen Knerich/Haagen (2021) fest: „Wenn jemand inhaltlich oder formal etwas Bestimmtes von den Jugendlichen will, reagieren sie eher mit Nicht-Wissen“ (Knerich/Haagen 2021, 186). Sie plädieren daher für offene Interviews ohne thematischen Zugzwang, wie es Jugendliche aus Beratungsgesprächen, insbesondere in der Kinder- und Jugendhilfe, kennen.

Das Datenkorpus umfasst aktuell 15 vollständige Interviews. Die teilnehmenden Jugendlichen sind zwischen 14 und 19 Jahren alt und im Durchschnitt ca. sechs Wochen in der Einrichtung. Wir konnten mit zwei Jungen und 13 Mädchen sprechen.⁹ Der Großteil hatte noch keine Erfahrung mit der Kinder- und Jugendhilfe, bevor es zur Selbstmeldung kam.

3.2 Methodische Vorbemerkung zur Gattungsanalyse

Der Beitrag geht von einer gewissen wiedererkennbaren Strukturförmigkeit von Gewalterzählungen aus, die sich als kommunikative Gattungen beschreiben lassen, weil es uns um „sozial verfestigte Muster der Kommunikation [geht], die Gesellschaftsmitglieder verwenden, um typisch wiederkehrende Situationen im Alltag zu bewältigen“ (Kramer/Singh 2023, 2). Die Erforschung kommunikativer Gattungen knüpft immer auch an die Erforschung institutioneller Schemata

9 Zur ungleichen Geschlechtsverteilung in den Schutzeinrichtungen siehe Heiland (2012, 9).

an, die durch die Stabilisierung kommunikativer Prozesse handlungsentlastend wirken sollen (vgl. Haus 2021, 90). So lässt sich auch die Gattungsanalyse als fallübergreifende, an Strukturlogiken interessierte Analyse begreifen (vgl. Haus 2021, 90). Dennoch sind Gattungen gewiss „keine statischen Größen, sondern auf intersubjektivität angelegte zeitliche Handlungsabläufe, die sich im jeweiligen Kontext (meist) in enger Abstimmung mit dem Gegenüber entfalten“ (Günthner/König 2016, 181). Aus dieser Perspektive resultiert die methodische Konsequenz, über die kommunikativen Gattungen hinaus nach der spezifischen Art der gesellschaftlichen Probleme zu fragen, für die die kommunikativen Gattungen eine Lösung darstellen (vgl. Ulmer/Bergmann 1992, 82). Zur empirischen Beschreibung kommunikativer Gattungen schlägt Luckmann (1989) eine Analyseheuristik vor, die später durch Günthner/Knoblach (1994) ergänzt und aktuell durch Knoblach/Singh (2023) bekräftigt wurde.

Als *Außenstruktur* bezeichnet Luckmann die institutionellen Rahmenbedingungen, in denen eine spezifische kommunikative Gattung ausgebildet oder etabliert wird – d. h. beispielsweise die Klärung kommunikativer bzw. sozialer Rollen im Sinne der Frage danach, wer als wer miteinander kommuniziert (vgl. Luckmann 1989). Die Kommunikation innerhalb und durch die Gattungen ist „unmittelbar mit der institutionellen Umgebung (Organisationen), in deren Rahmen sie stattfindet, verknüpft“ (Wilke 2022, 123). Während sich die Außenstruktur durch ihren Kontext definiert, auf die Sichtbarmachung des Zusammenhangs „mit großflächigen sozialen Strukturen und kulturellen Kontexten“ (Knoblach/Singh 2023, 21) referiert und oft „institutionell durch Organisationen und ganze institutionelle Felder gekennzeichnet“ (Knoblach/Singh 2023, 22) ist, bezieht sich die *Binnenstruktur* einer kommunikativen Gattung auf all die kommunikativen Elemente, die zur Realisierung der Gattung von den Akteur*innen gebraucht werden, den so genannten *kommunikativen Codes* (vgl. Luckmann 1989, 39; Möller 2007, 193). Die Analyse der Binnenstruktur geht damit in die Tiefe und betrachtet Sprache, Ausdruck bis hin zu Mimik und Gestik, aber auch „textliche Muster [...] wie etwa argumentative Formen oder Narrationen“ (Knoblach/Singh 2023, 19).

Mit der *situativen Realisierungsebene* (vgl. Günthner/Knoblach 1994) bzw. der *situativen Verwirklichung* (Knoblach/Singh 2023) wurde eine dritte Strukturebene ausgearbeitet, die Luckmanns Modell um den Vollzugsaspekt kommunikativer Gattungen erweitert. Zu ihm zählen etwa „konversationelle Abläufe [...] auch Strategie der längerfristigen Gesprächsorganisation“ (Knoblach/Singh 2023, 20) und der „räumliche und materiale Kontext“ (Knoblach/Singh 2023, 21). Die eigentliche, am empirischen Material vollzogene Gattungsanalyse erfolgt dann unter Beachtung hermeneutischer Prinzipien interpretativer Sozialforschung (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014; Rosenthal 2015; Knoblach/Singh 2023). So orientieren sich Gattungsanalysen mehrheitlich an sequenzanaly-

tischen Auswertungstechniken und setzen den Beginn ihrer Analysen bei den Gesprächsanfängen, d. h. dem Startpunkt der kommunikativen Konstruktion des Problems und damit „beim ersten Aufkommen eines zu untersuchenden Themas“ (Deppermann 2008, 36).

4 Fallübergreifende Merkmale von Gewalterzählungen: Erste Konzepte

Begonnen wird mit einer skizzenhaften Darstellung des über das gesamte Datenkorpus rekonstruierten und wiederkehrenden Ablaufs der Verwirklichung einer Gewalterzählung im institutionellen Raum. Von Verwirklichung kann gesprochen werden, weil sich der eigentliche Kern der Gewalterzählung, also die Gewaltsituation selbst, über teilweise weite Erzählstrecken oft nur spurenhafte entfaltet. Diesen sprachlichen Spuren können wir im Material nachgehen.

Hauptsächlich fällt in den Schilderungen der Jugendlichen die Fokussierung auf die Rahmung ihrer Erzählung auf, die sich letztlich zur Gewalterzählung entwickelt. Diese überragt nicht nur vom reinen Umfang den eigentlichen Erzählkern, sondern ist auch sehr viel gestaltsicherer formuliert, oft dramaturgisch ausgeschmückt und teilweise über-inszeniert, wie das einführende Zitat von Lavinia demonstriert.

I: Okay. Genau, als erstes ähm (1) interessiert mich quasi immer (1) die Geschichte, wie du hier hergekommen bist. Also, wirklich ganz offen da (1) ja, warum du jetzt hier bist. Wie das- (4)

L: Ich hoffe, das Ding hat guten Akku. [lautes Auflachen] /lacht/ (3) Na, hauptsächlich hat ja halt alles so angefangen, (2) da::ss äh (1) ich überwiegend Probleme mit meiner Mutter hatte zu Hause? Häusliche Gewalt, psychische Gewalt und sowas. (2) Ich denke mal, sie ist halt einfach mit dem (1) ich war zehn oder so, fast zehn. /ja/ Da hat mein Bruder Suizid begangen, mein älterer? /mhm¹⁰/ Hab zwei, fürs Protokoll nochmal. [lacht] (2) /ja/ Sonst isses verwirrend. /ja/ (2) Und ich denke mal, damit ist sie dann halt nicht klar gekommen, hat dann alles an mir ausgelassen, mich wie dor- wegen jeder Kleinigkeit (.) angeschmault, ist ausfällig geworden. /mhm/ (2) Und irgendwann ging's dann so weit, dass ich (3) pff:: is ja bald schon wieder zwei Jahre her. (1) Einundzwanzig. /mhm/ Im Dezember im Sportunterricht n Nervenzusammenbruch hatte, weil da ging gar nichts mehr. [Lavinia, 1–15]¹¹

Diesen Bühnenaufbau, der im Goffmanschen Sinne als Rahmung zu verstehen ist (vgl. Goffman 1994, 64) zeigt sich hier als Aneinanderreihung von *story prefaces*

10 Ein mhm ist immer als zustimmend gemeint.

11 Die Transkript-Ausschnitte sollen in diesem Beitrag in erster Linie zur Illustration der erarbeiteten Konzepte dienen. Es wurden so genannte Ankerbeispiele gewählt, deren Rekonstruktion an dieser Stelle (auch aus Platzgründen) nicht ausführlich dargestellt werden kann.

vorstellen – ein Konzept, das Sacks (1992, 10) etablierte (vgl. auch Jefferson 1978, 219). Story prefaces erfüllen einerseits den Zweck der Rede-Markierung und damit der Einleitung einer Geschichte und der Konstruktion von erzählender und zuhörender Instanz. Andererseits bereitet die Vorrede der erzählenden Person eine kommunikative Bühne, sie schafft also Relevanz, Aufmerksamkeit und ‚commitment‘ bei der:dem Zuhörenden und weist auf die Bedeutung des zu Sagenden hin. Bei Lavinia wird dies beispielsweise in der Bezugnahme auf die vermeintliche Länge ihrer Erzählung sichtbar, in einer Vorwegnahme von Bedeutung. Auch die wenig später folgende Spezifizierung ihrer Situation (*Häusliche Gewalt, psychische Gewalt und so was*) ist mehr ein Benennen als ein Erzählen. Indem sie in das Register einer neutral-objektiven Expertin verfällt, entfernt sie sich von ihrer eigenen Betroffenheit. Diese Selbstexpertisierung führt sie fort, als sie die Situation ihrer Mutter in der darauffolgenden Hintergrunderzählung umreißt und sich als verstehende Freundin, jedoch nicht als Betroffene, darstellt.

Dass im Falle der Jugendlichen *prefaces* aneinandergeschnitten werden, erhöht insbesondere die Spannungskurve in Bezug auf die sich entfaltende Erzählung und wird als eine Art szenisches Hin-Erzählen – also die Einführung von Elementen der Erzählung (vor allem Personen, Orte, Zeiten) – verstanden, bevor sich das eigentliche Geschehen entfaltet. Diese Gestaltsicherheit von Gewalterzählungen, in Lavinias Fall das Abarbeiten an einem logischen, intersubjektiv nachvollziehbaren Ereignisablauf, kann als eine implizite Überzeugungsretorik begriffen werden. Mit anderen Worten: Es konstituiert sich bereits eine Dramatik der Gewalt, ohne dass diese schon zur Sprache kommt – sie wird allein durch die präsentierte Rahmung, quasi dem Andeutungsprolog, aufgebaut¹². Diese sukzessive Annäherung kennen wir aus der psychologischen Trauma-Forschung, hier wird Erfahrung abstrakt, abschwächend und an vielen Stellen rechtfertigend dargestellt (vgl. Deppermann 2015, 66–67).

Auf diese Weise wird auf die Entfaltung der Erzählrahmung so enorme sprachliche Anstrengung verwendet, dass man den Kern der Erzählung, ohne inhaltliche Vorkenntnisse zu haben, als enorm vermutet. In den Weitererzählungen der Jugendlichen zeigt sich dann aber genau das Gegenteil: Der Aufschichtung jener *story prefaces* folgt keine Erzählung, die den vorgestalteten Platz einnehmen könnte. Der eröffnete Rahmen, der eigentliche Erzählkern, die Gewaltsituation an sich, wird in den allermeisten Fällen mit einem Satz ausgefüllt, oder es folgt ein Redeabbruch (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002, 218–219) und damit die Weigerung, den Rahmen überhaupt auszufüllen. Deutlich wird das in einer Erzählung von Tamara:

12 Hier ist sicher auch der Begriff der Appräsentation (vgl. Husserl 1973, 31) anschlussfähig.

T: Das is- also auf jeden Fall (.) ziemlich (1) hm:: großes Thema würd ich sogn? Also es is nich so einfach, das (.) kurz zusamm zufassen? /mhm, mhm/ (1) Ä::hm (1) aber (2) na ja also (1) der konkrete (1) Zeitpunkt, wo ich hergekomm bin, war letztes Jahr im Juni? /mhm/ Ähm, ich glaub siebter Juni war das. /ja/ Da:: äh hab ich mich dazu entschieden halt- ich war in der Schule (.) das war irgendwie nach den Osterferien. Nee, nich Ostern. Doch, Anfang Juni war Osterferien noch. /mhm/ Ähm, (1) U::nd irgendwie, das war der erste Schultag wieder danach (1) U::nd da:: hab ich mich halt äh dazu entschieden, mich in der Schule in Obhut nehm zu lassen. Also von der Schule aus. /okay/ Genau. (1) U::nd ähm (1) es gab einige Dinge, die halt im Vorhinein an dem Wochenende davor passiert warn? Was mich am Ende dann halt irgendwie dazu gebracht hat, den Schritt zu gehn. [Tamara, 8–18]

Wenn der Kern, um den der ausführliche Rahmen gespannt wird, sehr knapp ausfällt, schließen wir, dass es bei Gewalterzählungen nicht um die Präsentation des Akts der Gewalt als solche geht, sondern um eine plausible Hinführung zu dem, was dann im Dunkeln bleibt – aber auch der genauen Darlegung nicht bedarf, weil die Rahmung als Kontext der Gewalt schon viel verrät. Mit anderen Worten: Für die Darstellung der eigenen Gewalterfahrung im Raum der Schutzeinrichtung wird subjektiv gedeutet, dass der Gewaltakt für den Aufbau der Erzählung nicht entscheidend ist. Vielmehr erscheint dem Erzählenden der Fokus auf die Geschichte der Gewalt sinnvoll, die auf sprachlicher Ebene eine Entwicklung nachzeichnet – nämlich den Umstand, dass Gewalt nicht einfach da ist, sondern sich andeutet und hin-entwickelt zu einem dann vollzogenen gewaltvollen Akt. Diesen Gedanken folgend, ist es subjektiv ausreichend, implizite Umschreibungen wie *einige Dinge*, *viele Probleme*, *voll Stress* oder entpersonalisierte Fachbegriffe wie *Gewalttätigkeit*, *manipulative Existenz*, *häusliche Gewalt* zu präsentieren. Erzählen entfaltet sich gerade hier als ein Aushandlungsprozess zwischen persönlicher Sinnkonstruktion und institutioneller Erwartungen an die Konsistenz der eigenen Geschichte und betont die Notwendigkeit bestimmter Plausibilisierungsformen, um Erzählungen im institutionellen Raum anschlussfähig zu machen.

Innerhalb dieser generellen Außenstruktur einer Gewaltmitteilung kristallisieren sich über die 15 Fälle hinweg mindestens drei Strukturmerkmale besonders deutlich heraus, die im Folgenden besprochen und in Hinblick auf ihre institutionelle Sinnhaftigkeit betrachtet werden. Hier geht es darum, sich auf die kontextabhängige Strukturiertheit der Darstellungsdynamik von Gewalterzählungen zu fokussieren, um so die Bedeutungskonstruktion im Interaktionszusammenhang zu erhellen.

M: Ja, also ich hatte irgend-also ich konnte es nich mehr zu Hause so aushalten? /ja/ Wegen (1) ja, wegen der Aussprache, wegen der Atmosphäre und wegen Verhalten. /okay/ Ähm, tatsächlich hat Gewalttätigkeit da gespielt? /ja/ Und ähm (.) manipulative (1) Existenz war ja auch da? /okay/ (1) Ja, schon seit fünften Jahr wars schon so. #00:00:43-2#

I: Seit du fünf bist? #00:00:43-2#

M: Ja, seitdem ich fünf bin. /ah, okay/ (1) Ja. (1) Also nach einiger Zeit hab ich mich schon wie ein Tier (.) so gefühlt. (.) Keine Ahnung. [Milan, 7–16]

Milans Einstieg beispielsweise entspricht einer Darstellung im Modus inhaltlicher Superlative. Das betrifft die Ausprägung seiner Gewalterfahrung, die Leidensdauer (seit nun mehr elf Jahren) und die Folgen, die sich für ihn daraus ergeben (Entpersonalisierung, *wie ein Tier* fühlen). Gerade die sehr explizite Andeutung von persönlichem Leid kann hier als Inszenierungsstrategie von Schockmomenten verstanden werden. Gewalterfahrung wird in der szenischen Inszenierung sprachlich überhöht, indem auf die Außeralltäglichkeit der Situation rekurriert wird. Durch diese extra-ordinäre Rahmung persönlicher Erfahrung wird Zweifel am tatsächlichen Geschehen redundant. Gewalt wird so nicht nur als Erlebtes dargestellt, sondern als etwas Außergewöhnliches, das eine starke Wirkung erzielt, Zuhörende gewissermaßen in den Bann zieht. Diese Assoziationen werden durch die Erzählenden implizit antizipiert, so die Annahme, weil sie über dessen Bedeutung im institutionellen Raum wissen. Dabei geht es nicht darum, die Ereignisse zu verfälschen, sondern ihre Erfahrungen sichtbar zu machen und sicherzustellen, dass diese institutionell ernst genommen werden (vgl. Neubert/Eryoldas 2025).

H: (1) Mhm. Also (1) ich und meine Geschwister wurden eigentlich (.) seit der Geburt an (1) halt geschlagen von unseren Eltern? (1) U::nd (.) früher wars nich so viel, aber als dann meine beiden kleinen Brüder geboren wurden, die jetzt vier und sechs sind, wurde es halt äh schlimmer, äh also öfter und (1) härter auch und so. (1) Und (.) dann (1) im (.) Alter von dreizehn Jahren? (2) Des war (2) im glaub ich Februar 2022. [...] Ungefähr, (1) ähm (2) hatte ich viele Probleme mit mein Eltern? Ich hab halt auch (1) mich nich viel an die Regeln gehalten und so? (1) Und ähm (.) meine Eltern haben mich aber dann nich gut behandelt, auch sehr viel beleidigt und (1) extrem harte Strafen gegeben und sowas. (2) [atmet hörbar ein und aus] Und dann (1) äh hatte (1) ich halt- hab ich mir gedacht, dass ich nich mehr zu Hause leben möchte? [Hannah, 6 - 15]

Ähnliches zeigt sich bei Hannah: Nach der Markierung ihrer Ausführungen als bedeutsam und schwerwiegend stellt ihr erster Satz eine Art Maximalrahmung für alles Kommende dar. Auf mehreren Ebenen wird hier ein Dauerzustand konstruiert: zeitlich (*seit der Geburt*), personell (alle Kinder sind Opfer, Eltern sind immer schon Täter) und interaktionell (Gewalt als familiäre Normalinteraktion) bzw. indirekt örtlich (*zu Hause* als Ort der Gewalt). Die Darstellung eines objektivierten Zustandes kann aufgrund seines Detaillierungsgrades und der Unmittelbarkeit als Strategie zur Herstellung von Glaubwürdigkeit gelesen werden. Gewalterleben wird übergeneralisierte Rahmung der Erzählung quasi ‚eingefroren‘ (v. a. ersichtlich anhand der sprachlichen Marker wie *immer schon*). Die Darstellung von Gewalterfahrung wirkt kommunikativ entwaffnend, denn sie steht als

allgemeingültige Aussage für sich und lässt sich schwer infrage stellen, ohne Tabu – also die Entblößung der Erzählenden – zu riskieren. Dass sich Hannahs Stimme am Ende des Satzes erhöht, misst dem Gesagten Momente von Unsicherheit bei. Hier unterscheidet sich die sprachliche Realisierungsebene vom Inhalt der Erzählung. Dass Hannah beispielsweise von *Problemen* spricht, irritiert vor dem Hintergrund ihrer einleitenden Ausführungen. Diese Formulierung bricht mit der dramatischen Erzählung, in ihr schwindet implizit Hannahs innere Perspektive auf das Geschehen, sie nimmt keine Stellung zum Gesagten, sie schwächt ihren eigenen Einstieg sprachlich ab (v. a. durch die mehrfache Verwendung der Partikel *halt*) und übernimmt Teile der Schuld (*nicht an die Regeln gehalten*).

Die nachfolgenden Darstellungen sollen diese ersten empirischen Eindrücke systematisch auf ihre Strukturlogik hin befragen.

4.1 Gewalterzählungen als Andeutungskommunikation

Die exemplarisch zu besprechenden Ausschnitte zeigen die besondere Darstellungsstruktur von Gewalterzählungen, die wir als verschwiegenes *Reden*¹³ bezeichnen wollen. In diesem Konzept zeigt sich die erzählerische Ambivalenz dieser Gattung: Jugendliche sprechen zwar – wie auch oben im Ablaufschema erläutert – viel und ausführlich, aber sie tun dies nicht mit Bezug auf den eigentlichen Kern ihrer Gewalterfahrung.

M: Es ist dann- Ich weiß nicht mehr genau, was vorgefallen ist. Irgendwas, is vorgefallen /mhm/ (1). Es is dann auch so- ich mit meinen Eltern nicht mehr normal reden konnte. [Melanie, 103–105]

T: U:::nd ähm (1) es gab einige Dinge, die halt im Vorhinein an dem Wochenende davor passiert warn? [Tamara, 16–17]

In den ausgewählten Erzählpassagen zeigen sich diese Überlegungen insbesondere: Melanie markiert zunächst in einer Erzählrahmung ihre Unwissenheit bei gleichzeitiger Überzeugung, dass *irgendwas* sicherlich *vorgefallen* sei. Hier spielt sie womöglich darauf an, dass ein Vorfall in ihrem familiären Kontext als erwartbare Tatsache zu verstehen ist – ähnlich wie wir es weiter oben als ‚immer-schon‘ beschrieben haben. Innerhalb dieser auf die familiäre Interaktion bezogene Rahmung deutet Melanie eine Steigerung im Sinne einer Abweichung vom als normal Erlebten an (*nicht mehr normal reden*). Die Andeutung wird für Melanie an diese Stelle subjektiv als ausreichend kommuniziert eingeschätzt und steht in seiner rahmenden Funktion damit für eine Reihe an vermeintlich folgenden Interaktionsdynamiken, die hier nicht weiter ausgeführt werden müssen, weil sie

13 Danke an Tobias Franzheld, der diesen Ausdruck als erster gebraucht hat.

intersubjektiv antizipiert werden können. Bei Tamara sehen wir ein Beispiel für Andeutungskommunikation mit Hilfe von verschweigenden Begriffspräsentationen (*einige Dinge*), die in ihrem Fall auf eine abgeschlossene Vergangenheit hindeuten, auf die nur andeutend Bezug genommen wird, die aber als Rahmung der nachfolgenden Erzählung als eine Art vorgeschaltete Legitimation ihrer eigenen Handlungen (letztlich der Selbstmeldung in der Schule) dienen.

Aus der Forschung geht hervor, dass traumatische Erfahrungen im Vergleich zur Darstellung anderer Erfahrung oft mit Formulierungsanstrengungen verbunden sind (vgl. Gülich 2005, 228) und „less elaborate, more disorganized, less contextually embedded, and less coherent“ (Mossige et al. 2005, 395) sind. Auch im institutionellen Kontext der Schutzeinrichtung finden Gewalterzählungen beinahe ausschließlich in der Sphäre von Andeutungen statt. Mit Byelozyorova (2021) vermuten wir, dass Andeutung als Euphemisierungsstrategie für schwierige Themen bzw. verbale Tabus dient. Andeutungen erfüllen den Zweck der Neutralisierung eines Sachverhalts, der von den Erzählenden als negativ empfunden wird (vgl. Byelozyorova 2021, 55–56). Ergänzt seien diese Feststellungen um den Hinweis auf die Abhängigkeit vom institutionellen Raum und von dessen Anforderungen an die Gestaltung einer Gewalterzählung – beispielsweise auch im Hinblick auf Glaubwürdigkeit (die Voraussetzung für eine entsprechende Hilfeleistung ist). Selbst eine scheinbar eindeutige Benennung bleibt in ihrem berichtartigen Charakter ohne kommunikativen Anschluss, weil sie keine persönliche Geschichte preisgibt, sondern vielmehr auf allgemeine Begriffe rekurriert, die die Erzählenden gleichzeitig von dieser Schilderung entfernen. Wir sehen an vielen Stellen Erzählsätze auf dem Weg zum Kern der Gewalterzählung. Dieser fällt dann allerdings zugunsten weiterer *prefaces* (im Sinne von Rahmungen) knapp aus oder geht sogar ganz verloren. Diese Dynamik von Erzählsätzen und Erzählabbrüchen begreifen wir als Pendelbewegung zwischen thematischer Öffnung und Zurücknahme, zwischen sich entwickelnder (dramaturgischer) Erzählstruktur und abruptem Abbruch der Erzählung, die lediglich durch imaginäre Fortführungsmarkierungen wie etwa *und so etwas* oder *und so weiter* gestaltet werden. Aufschlussreich dabei ist auch, dass diese Abbrüche und Andeutungen oft stillschweigend bzw. in Ko-Produktion mit dem Gegenüber erfolgen – die Interviewperson fragt hier nicht nach, akzeptiert diese Markierungen als ein implizites Stopp-Signal. Das heißt: Andeutungen, die sich v. a. dann zeigen, wenn es um schwierige, weil tabuisierte Themen geht, werden hier gemeinsam produziert und aufrechterhalten, bzw. es wird keine Auflösung eingefordert. Wir können hier von einer *Ko-Produktion von Andeutung* im institutionellen Raum der Schutzeinrichtung sprechen.

Wie macht die beschriebene Andeutungssituation im institutionellen Raum, in dem sie stattfindet, Sinn? Auch wenn die Kommunikation – wie der Begriff Andeutungskommunikation vermuten lässt – den Inhalt von Gewalt andeutet,

besteht nicht die institutionelle Aufforderung, dieses zu Ende auszuführen. Auf die Jugendlichen bezogen heißt das: Diese Form der Kommunikationsgestaltung macht zwar die Umstände des Aufwachsens (die Rahmenbedingungen) in ihrer Krisenhaftigkeit sichtbar, negiert aber eine Positionierung als Opfer/als Betroffene von Gewalt. Sie negiert gewissermaßen einen Labelingprozess, ist aber für den institutionellen Kontext ausreichend, um beispielsweise einen Anspruch auf Maßnahmen im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe geltend zu machen. Sie verneint also nicht das Recht auf Schutz und Hilfe, aber die Markierung als ‚Opfer‘ mit den daraus resultierenden Konsequenzen für einen erst beginnenden Lebensentwurf. Dass die Jugendlichen in dieser Studie das Narrativ von Schutzbedürftigkeit sprachlich (weitgehend) aussparen, deutet auf einen reflexiven, selbstbestimmten Umgang mit der eigenen Geschichte und den an sie herangetragenen Deutungsmustern zu einer ‚geschädigten Kindheit‘ hin. Das narrative Aussparen der Gewalteinhalte steht mit ihrem Übergangstatus in einer Einrichtung in Zusammenhang, der in eine offene Zukunft verweist und in der sich Jugendliche alle Perspektiven offenhalten.

4.2 Gewalterzählung im Modus der Beweisführung

Wie eingangs angedeutet, ist Gewalt als einsame individuelle Erfahrung in ihrer intersubjektiven Verstehbarkeit begrenzt und wird im institutionellen Kontext zusätzlich zum Vermittlungsproblem, weil es hier in erster Linie um die Herstellung von Glaubwürdigkeit geht. Wie gehen die Jugendlichen in der vorliegenden Studie mit dieser kommunikativen Hürde um, wie gelingt es Ihnen, diese intersubjektive Brücke sprachlich zu bauen? Im Material wurde vor allem eine Beweisführungsrhetorik herausgearbeitet, die auf inhaltlicher Ebene durch einen hohen Grad an Detaillierung und geordneter Faktenpräsentation geprägt ist. Auf struktureller Ebene zeigen sich eine zusammenhängende, oft chronologische Darstellung der Ereignisse. Den Jugendlichen gelingt es, mit wenigen Worten situativ das Richtige – das institutionell Sinnvolle – zu sagen. Diese Erzählweise erinnert an den allermeisten Stellen an eine Rede im Zeugenstand, vielmehr noch: an eine Vernehmungssituation. Diese Hypothese über eine Gewaltdarstellung aufzustellen, erscheint paradox, wenn wir uns, wie Rosenthal (1995), das dialektische Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen vergegenwärtigen und die Unterstellung einer Homologie zwischen Erleben und Erzählung ablehnen (vgl. auch Rosenthal 2010, 197). Mit anderen Worten: Es kann keine wirklich gerichtsfeste Abbildung von erlebter Gewalt gegenüber Institutionen und generell gegenüber Dritten geben, da das Erlebte nie ganz im Erzählten aufgeht und weil den Erzählenden Mittel fehlen, das Erlebte in seiner subjektiven Relevanz intersubjektiv nachvollziehbar zu machen. Dass dieser Anspruch im institutionellen Raum jedoch an die Erzählenden herangetragen wird, zeigt sich in

den Darstellungsstrategien, die mit Hilfe des Konzepts ‚Modus der Beweisführung‘ erläutert werden.

Besonders eindrücklich zeigt sich das Konzept in einer Vielzahl sprachlicher Objektivierungsstrategien. Hier sei an neuere Ausführungen von Bergmann/Peräkylä (2020) erinnert, die sich mit der Darstellung von Träumen befassen und als hauptsächlichen Aspekt einen Detaillierungszwang als Glaubwürdigkeitsstrategie herausarbeiten (vgl. Bergmann/Peräkylä 2020, 47). Zur Herstellung von Authentizität und damit oft auch Glaubwürdigkeit beobachten Dollinger et al. (2016) im Kontext eines Jugendgerichtes eine „subjektiv notwendige Inszenierung“ (Dollinger et. al 2016, 334). Sie vertreten die Ansicht, dass „Glaubwürdigkeit vor Gericht eng an die Fähigkeit geknüpft [ist], Emotionen zeigen zu können“ (Dollinger et. al 2016, 334) – sich also in die Situation, in das Erleben zurückzusetzen.

Neben einer Art leiblicher Beweisführung, wie wir sie bei Milan sehen, die sich beispielsweise auf nachweisbare oder bleibende Schädigungen beruft (*Und hier. (1) Weil ich hier gewür- gewürgt wurde und ähm tatsächlich das hier? Ist die Narbe? (2) Äh von meinem Vater? (3).* [Milan, 287–292]), stellen Jugendliche in ihren Gewalterzählungen Faktizität her, indem sie in die szenische Nacherzählung einer krisenhaften Situation wechseln und diese durch eine hohe Detaillierung kennzeichnen:

M: Ich bin dann komplett ausgeflippt. /ja, ja/ So, ich habe dann auch ähm mein Vater und so die ganze Zeit weggeschubst, so dass er mich im Endeffekt auf den Boden gedrückt hat, eh mit den Händen auf dem Rücken und /mhm/ sein eh sein Knie in meinem Rücken, ne? (1) Und dass ich ihm entw- angeschrien hatte, er soll mich nicht anfassen. [Melanie, 365–369]

Die Art und Weise der Darstellung bezieht sich zwar auf ein reales Geschehen, entfalten in der Kommunikation aber einen symbolischen Charakter. Die Art der Darstellung kann als ‚Deckerzählung‘ verstanden werden, weil sie nur das preisgibt, was sich ohne Probleme, d. h. ohne Infragestellung ihrer Person, auch öffentlich mitteilen lässt (vgl. Franzheld/Neubert 2024). Vielmehr lässt sich hier eine auffällige Detaillierung rekonstruieren, der die Regeln der institutionellen Kommunikation erfüllt, indem er beweiskräftige Fakten liefert, für die Jugendlichen aber auch eine persönliche Grenzziehung dessen darstellt, wie weit sie über was Auskunft geben. Das zeigt sich auch in der sprachlichen Markierung von Erinnerungslücken, wie *Es ist dann- Ich weiß nicht mehr genau, was vorgefallen ist. Ir-gendwas, is vorgefallen* (Melanie, 103–104).

Diese von den Jugendlichen der vorliegenden Studie unternommenen rhetorischen Anstrengungen deuten an, dass sich Betroffene nicht frei, sondern innerhalb institutioneller Erwartungshorizonte äußern. Die Darstellungsweise unterliegt einer doppelten Ausrichtung: einerseits an innerer Kohärenz und subjek-

tiver Selbstvergewisserung, andererseits an äußerer Glaubwürdigkeit im Sinne institutioneller Anschlussfähigkeit (vgl. Neubert/Eryoldas 2025). Die Erzählenden navigieren durch das Gespräch entlang einer impliziten Kontrolle des ‚Wie‘, sie strukturieren ihre Darstellung im Wissen darum, dass bestimmte Ausdrucksformen erwartbar, andere hingegen ‚riskant‘ sein können. Ebenso zeigt sich die Stellung der Jugendlichen im System der Kinder- und Jugendhilfe als Hilfe-Erwartende, die von den bürokratischen Entscheidungen anderer abhängig sind.

4.3 Gewalterzählung im Antizipationsmodus: Nachfragevorwegnahme

Das dritte empirische Konzepte verdeutlicht eine Dynamik, wie sie von den Jugendlichen als kommunikative Strategie verwendet wird, um eventuelle Nachfragen des Gegenübers, die sich beispielsweise durch unklare oder vage Darstellungen der eigenen Gewaltgeschichte ergeben könnten, zu minimieren, wenn nicht sogar zu verhindern. Die Erzählenden antizipieren im vorliegenden Fall institutionelle Erwartungen und gestalten ihre Ausführungen entlang dessen, was als legitim gilt.

P: Also ähm:: (2) Ich wollte auch die ganze Zeit nich nach Hause, weil ich einfach sozusagen dieser Stimmung /mhm/ (1) nich ausgesetzt sein wollte (1) und ich hatte einfach nur noch Streit. (.) Immer wenn ich (.) irgendwie mit den geredet hab- also jedes Gespräch ist immer in Streit- (2) /okay. Ja. / (1) Ja, genau. Und da hatte ich einfach nich mehr so Bock drauf. [Paula, 57–64]

M: Entweder haben wir uns nur angeschrien und beleidigt oder uns komplett ignoriert. [Melanie, 105–106]

Für Paulas Erzählung beispielsweise ist die Andeutung einer unspezifischen familiären *Stimmung*, die im Grunde *nur noch Streit* beinhaltet, situativ ausreichend, um beim Gegenüber eine entsprechende Zustimmung (*mhm*) zu erzeugen, also Anschlussfähigkeit bzw. Passung herzustellen. Ähnliches sehen wir bei Melanie, die mit *angeschrien*, *beleidigt* und *ignoriert* die Gesamtheit eines festgefahrenen familiären Raums andeutet, indem die Möglichkeit auf Besserung qua Beschreibung ausgeschlossen ist. Diese angedeutete Globalbeschreibung markiert ausreichend Gründe einer Unterbringung, ohne diese mit Personen, Orten oder konkreten Situationen auszuschmücken. Gerade im institutionellen Kontext des Kinderschutzes wird deutlich, dass Erzählungen nicht nur über Erfahrungen berichten, sondern auch eine performative Funktion erfüllen: Sie müssen funktionieren, d. h. institutionell anschlussfähig sein. Diese Anschlussfähigkeit wird, so die These, durch die Herstellung von Glaubwürdigkeit in der Erzählung – also als eine symbolische Geltung und quasi ein Beitragsscharnier (vgl. Deppermann 2005, 310) – über Gewalterfahrung ermöglicht.

Sprachlich besonders bemerkbar macht sich dieses Konzept im Material durch pauschale Darstellungen von Gewalt als (Dauer-)Zustand ohne zeitlich-räumlich-örtliche Begrenzung, durch ‚immer-schon-Erzählungen‘ – ähnlich wie es sich bereits weiter oben bei Hannah und Milan angedeutet hat. Diese Generalisierungen finden sich vor allem in den Rahmenelementen der Gewalterzählungen, sie setzen damit den Marker für alles Folgende. Rein strukturell und auf inhaltlicher Ebene konstruieren solche Darstellungen oft auf mehreren Ebenen einen Dauerzustand (bezogen auf das eigene Leiden) und damit eine Chronifizierung von Krise. Diese Krise stellt sich für den Zuhörerenden als Lage ohne Beginn, Entwicklung und Ende dar und wirkt in diesem Sinne kommunikativ entwaffnend, denn sie konstruiert eine auf Dauer gestellte, oft existentielle Notlage als quasi objektivierten Zustand. Die Nachfrage oder gar Infragestellung des Erzählten wird auf diese Weise zu einem sozialen Tabu, dessen Überschreitungsschwelle durch den Detaillierungsgrad der Erzählungen und die teilweise dramatische Inszenierung verstärkt wird. Funktion dieser Einwandvorwegnahme ist es damit, unter geringem (kommunikativem) Aufwand das Gegenüber so zu überzeugen, dass es Nachfragen unterlässt, weil das Gesagte ohne Zweifel vorgetragen bzw. die Nachfrageschwelle symbolisch erhöht wird, weil es sich um tabuisierte Thematiken handelt. Eine Überschreitung dieser Schwelle würde dann die soziale Situation als solche gefährden, weil sie eine eventuelle Beschämung der Erzählenden bewirken könnte.

Wie lässt sich diese Sprechweise über die eigene Gewalterfahrung auf die Institution zurückführen, in der diese Äußerung Sinn ergibt? Im Modus der Einwandvorwegnahme wird eine gewisse Darstellungskompetenz der Jugendlichen sichtbar. Diese erfordert das Sich-Hineinversetzen in das rezipierende Gegenüber und in die Regeln und kommunikativen Logiken der Institutionen, in deren Rahmen die Mitteilung stattfindet. Kurzum: Einwände können sprachlich nur vorweggenommen werden, wenn man sie – als mögliche Reaktion der anderen – im Sprechen antizipiert. Diese Kompetenz, die auch als ein Navigieren zwischen Sagbarem und Nicht-Sagbarem aufgefasst werden kann, geht einher mit einer Strukturierung der Gesprächssituation, also dem Halten der Kontrolle über das, was gesagt, was veröffentlicht wird. Hier zeigt sich eine kommunikative Selbstbestimmtheit der Jugendlichen in einem Kontext, der ansonsten sehr fremdbestimmend auf sie einwirkt.

5 Schluss

Das vorliegende Themenheft möchte Kommunikationskulturen, die jenseits von Normalitätsvorstellungen und vielleicht auch unter dem (wissenschaftlichen) Radar liegen, sichtbar machen und diskutieren. Der Anspruch dieses Beitrags war es, in diesem Zusammenhang auf die Besonderheiten institutioneller

Gewaltkommunikation aufmerksam zu machen sowie zu zeigen, auf welche Weise sich Jugendliche mit ihren Gewalterfahrungen in einer Schutzeinrichtung präsentieren und wo sich die Kontextabhängigkeit empirisch darstellen lässt. Es ging damit um die Frage, wie subjektive Gewalterfahrung institutionell Sinn ergibt und wie dieser Sinn kommunikativ hergestellt wird. Dabei war nicht die Gewalt an sich Gegenstand, sondern das sprachliche Handeln und die dem sprachlichen Handeln zugrunde liegenden institutionellen Strukturen, die das Sprechen über Gewalterfahrungen bestimmen.

Ausgangssituation der Betrachtungen war die spezifische kommunikative Grundstruktur des Feldes: Die Vermittlung eines schwierigen Themas (nämlich der eigenen Gewalterfahrung) geschieht in einem durch die institutionelle Ordnung vorstrukturierten Raum, in dem Sprecher*innen darauf angewiesen sind, die Regeln des je spezifischen ‚institutional talk‘ zu reproduzieren. Zur empirischen Betrachtung dieser Erzählungen wurde deren Charakter als kommunikative Gattung hervorgehoben und so der Blick auf das Material geschärft, indem man die Art der Narrationen als „wirksame und verbindliche Lösungen von spezifisch kommunikativen Problemen“ (Luckmann 1989, 38) begreift. So wurde insbesondere eine kontextsensible Perspektive auf das Material möglich, die ihr Augenmerk auf die Verschränkung von sozialen Institutionen mit gesellschaftlichen Sozialstrukturen legt, d. h. auf die Einbettung von Kommunikation in ihre gesellschaftlich-institutionellen Kontexte.

Der Beitrag hat gezeigt, auf welche Weise Jugendliche die institutionell an sie herangetragene Aufforderung, ihre Selbstmeldung zu begründen, kommunikativ kompetent erfüllen. Dabei zeigt sich die Wirkkraft des institutionellen Raums in der Ausgestaltung einer wiederkehrenden sprachlichen Strukturierung der Erzählungen über erlebte Gewalterfahrungen. Wir haben uns zunächst mit den außenstrukturellen Merkmalen dieser Gattung befasst und u. a. festgestellt, dass der Schutzeinrichtung ein Doppelcharakter als Artikulations- und Aufforderungsraum innewohnt, der das Sagbare und Nicht-Sagbare von Erfahrungen vorstrukturiert. Jugendliche äußern sich in diesem Raum aus einer prekären Sprecher*innen-Position heraus. Aus dieser Position heraus, welche die Regeln des Redens und Schweigens strukturiert, werden Gewalterzählungen als Vermittlungsproblem bearbeitet.

Auf Ebene der Binnenstruktur, bei der v. a. „textliche Muster [...] wie etwa argumentative Formen oder Narrationen“ (Knoblauch/Singh 2023, 19) interessieren, konnten drei kommunikative Strategien im Umgang mit der institutionellen Anrufung der Jugendlichen als betroffene Klient*innen der Kinder- und Jugendhilfe rekonstruiert werden. Jugendliche erzählen ihre Gewaltgeschichte im Sinne einer Andeutungskommunikation, sie stellen Gewalterzählungen im Modus einer gerichtsfesten Beweisführung vor und bauen kommunikative Strategien ein, die als Nachfragevorwegnahme begriffen wurden. In Bezug auf eine

Sprache der Gewalt im institutionellen Kontext haben diese kommunikativen Darstellungsstrategien vor allem eine Objektivierungs- bzw. Generalisierungsfunktion – sie stellen Glaubwürdigkeit dadurch her, dass sie die eigene Geschichte, das eigenen Erleiden, letztlich die eigene Gewalterfahrung, als quasi-kollektive Erfahrung verstehen. Die eigene Involviertheit wird höchstens angedeutet, es finden sich kaum Momente einer emotionalen, persönlichen Positionierung zum Geschehen.

Auf der intersubjektiven Realisierungsebene, also der Gesprächsorganisation unter den Umständen einer Institution zeigt sich ein wiederkehrender Erzählablauf, der implizit auf die Institution Bezug nimmt, indem der Erzählfokus auf einen umfassenden Rahmenaufbau und damit die Rechtfertigung der eigenen Geschichte gesetzt wird.

Letztlich fällt auf, dass im Material kaum individuelle Geschichten sichtbar werden, vielmehr finden sich in den Gewalterzählungen ent-individualisierte, quasi-kollektive Klienten-Geschichten der Kinder- und Jugendhilfe, die zum Teil womöglich mehr über das Gewaltverständnis der Institution aussagen und damit auch über die „sociocultural perception on what violence is“ (Trinch 2003, 4) als über individuelle Leidens- und Lebensgeschichten. Die Gewaltgeschichten werden auf diese Weise zu Geschichten von Umständen, die in vielschichtigen Rahmungen der eigentlichen Gewaltdarstellung vorgeschaltet und im Modus einer antizipierenden Verteidigungshaltung artikuliert werden. Hinter dieser kommunikativen Strategie der Nicht-Positionierung steht – so die These der Ausführungen – die Reproduktion der institutionellen Anrufung durch die Schutzeinrichtung: In einer Art auf Dauer gestelltem Schwellenzustand gehalten (die Jugendlichen wissen selten, wo oder wie es für sie lebenspraktisch weitergeht), übernehmen sie diese Liminalität in ihr kommunikatives Handeln. Dies zeigt, dass es institutionell ‚gute Gründe‘ gibt für ein verschwiegenes Reden der betroffenen Jugendlichen.

Literatur

- Bergmann, Jörg/Peräkylä, Anssi (2021) Traumdarstellungen als Narratoid. Epistemische Sprünge bei der Wiedergabe von Träumen. In: Weidner, Beate/König, Katharina/Imo, Wolfgang/Wegner, Lars (Hrsg.) *Verfestigungen in der Interaktion: Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin, Boston: De Gruyter, 39–56.
- Byelozyorova, Olena (2021) Kommunikative Strategien zur Bewältigung von verbalen Tabus in ZeitzeugInnen-Interviews mit Verfolgten des Nationalsozialismus. In: Małyszczek, Tomasz/ Małgorzewicz, Anna/Bonter, Urszula/

- Felder, Ekkehard (Hrsg.): Welten in Zeit und Raum, Sonderband der Zeitschrift *Germanica Wratislaviensia*.
- Deppermann, Arnulf (2005) *Glaubwürdigkeit im Konflikt. Rhetorische Techniken in Streitgesprächen Prozessanalysen von Schlichtungsgesprächen*. Verlag für Gesprächsforschung.
- Deppermann, Arnulf (2008) *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Dollinger, Bernd/Fröschle, Tobias/Gilde, Luzie/Vietig, Jenna (2016) Junge Menschen vor Gericht. In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 99, 325–341.
- Equit, Claudia (2012) Der Kampf um Anerkennung in Gewaltkarrieren von Mädchen. In: *Soziale Probleme - Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle* 23 (2), 216–250.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (2006) Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.) *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, 5. Aufl., Reinbek: Rowohlt, 456–468.
- Franzheld, Tobias/Neubert, Carolin (2024) Die Artikulation von Gefahr. Selbstthematisierungen von Jugendlichen in pädagogischen ‚Kriseninstitutionen‘. In: Bock, Karin/ Franzheld, Tobias/Grunert, Cathleen/Ludwig, Katja/Pfaff, Nicole/Schierbaum, Anja/Schröer, Wolfgang (Hrsg.) *Pädagogische Institutionen des Jugendalters in der Krise*. Wiesbaden: Springer VS, 271–288.
- Garfinkel, Harold (1952) *The perception of the other: A study in social order*. Dissertation. Harvard University.
- Goffman, Erving (1994) *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Gülich, Elisabeth (2005) Unbeschreibbarkeit: Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource. In: *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, 222–244.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994) ‚Forms are the food of faith‘. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46(4), 693–723.
- Günthner, Susanne/König, Katharina (2016) Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hrsg.) *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin, Boston: De Gruyter, 177–204.

- Hartmann, Eddie /Hoebel, Thomas (2020) Stichwort: Verschwiegene Gewalt. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 2020-1, 67–69.
- Haus, Juliane (2021) *Das ökonomische Laboratop. Eine soziologische Ethnographie des wirtschaftswissenschaftlichen Experimentierens*. Wiesbaden: Springer VS.
- Heiland, Silke (2012) *Mädchen in Krisen: Die Bewältigung von Krisen unter Berücksichtigung des sozialen Netzwerks „Mädchen in der Inobhutnahme“*. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Helfferrich, Cornelia (2015) Qualitative Einzelinterviews zu Gewalt: Die Gestaltung der Erhebungssituation und Auswertungsmöglichkeiten. In: Helfferrich, Cornelia/Kavemann, Barbara/Kindler, Heinz (Hrsg.) *Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt*. Wiesbaden: Springer VS, 121–142.
- Heritage, John (2004) Conversation analysis and institutional talk: Analysing data. In: Silverman, David (Hrsg.) *Qualitative Research: Theory, Method and Practice*. London: Sage Publications, 222–245.
- Heritage, John (2005) Conversation Analysis and Institutional Talk. In: Fitch, Kristine/Sanders, Robert (Hrsg.) *Handbook of Language and Social Interaction*. Mahwah: Erlbaum, 103–146.
- Husserl, Edmund (1973) *Hua XIII, Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*. Texte aus dem Nachlass. Erster Teil. Den Haag.
- Jefferson, Gail (1978) Sequential Aspects of Storytelling in Conversation. In: Schenkein, Jim (Hrsg.) *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, New York: Academic Press.
- Knerich, Heike/Haagen, Miriam (2021) Jugendliche erzählen vom Tod ihres Vaters: Verfahren der Aktualisierung und Distanzierung. In: Lakushevich, Marina/Ilg, Yvonne/Schnedermann, Theresa (Hrsg.) *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven*. Berlin: De Gruyter, 171–189.
- Knoblauch, Hubert/Singh, Ajit (2023) *Kommunikative Gattungen und Events. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- König, Katharina (2014). *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion: Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. München: De Gruyter.
- Kramer, Jürgen/Singh, Ajit (2023) Gemeinsames Planen und die kommunikative Verfestigung sozialer Beziehungen. Zur kommunikativen Konstruktion des familialen Alltags. In: Villa, Paula-Irena (Hrsg.) *Polarisierte Welten*.

- Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. URL: https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2022/article/view/1761/1903 [zuletzt aufgerufen am 29.10.24].
- Lindemann, Gesa (2017) Verfahrensordnungen der Gewalt. In: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 37(1), 57–87.
- Lucius-Höhne, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2005) Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 7 (1), 35–73.
- Luckmann, Thomas (1989) Kultur und Kommunikation. In: Haller, Max/Hoffmann-Nowotny, Hans Joachim/Zapf, Wolfgang (Hrsg.) *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988*. Frankfurt/M.: Campus Verlag, 33–45.
- Möller, Petra (2007) *Todesanzeigen – eine Gattungsanalyse*. Dissertation zur Erlangung des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen. URL: <https://jlupub.ub.uni-giessen.de/server/api/core/bitstreams/f1a81d23-ed60-4725-8d21-aadfa15a77b7/content> [zuletzt aufgerufen m 29.10.24].
- Mossige, Svein/Jensen, Tine K./Gulbrandsen, Wemke/Reichelt, Sissel/Tjersland, Odd Arne (2005) Children's narratives of sexual abuse: What characterizes them and how do they contribute to meaning-making? In: *Narrative Inquiry* 15(2), 377–404.
- Mühlmann, Thomas (2020) Die vielen Gesichter der Inobhutnahme: Einsichten auf Basis der amtlichen Kinder- und Jugendhilfestatistik. In: Fachgruppe Inobhutnahme (Hrsg.) *Handbuch Inobhutnahme Grundlagen – Praxis und Methoden – Spannungsfelder*, 2. Auflage, Frankfurt/M.: IGFH, 174–189.
- Neubert, Carolin/Eryoldas, Merve (2025, i.E.) Erzählen unter Zwang? Zur Produktion von Gewalterzählungen im institutionellen Raum. In: *Kriminologisches Journal*, 56(5).
- Neumann-Witt, Andreas (2020) Vielfalt der Organisation der Inobhutnahme gemäß § 42 SGB VIII. In: Fachgruppe Inobhutnahme (Hrsg.) *Handbuch Inobhutnahme Grundlagen – Praxis und Methoden – Spannungsfelder*, 2. Auflage, Frankfurt/M.: IGFH, 39–57.
- Överlien, Carolina/Hydén, Margareta (2009) Children's Actions when Experiencing Domestic Violence. In: *Childhood* 16(4), 479–496.

- Rosenthal, Gabriele (1995) *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2002) Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4(3), 204–227.
- Rosenthal, Gabriele (2010) Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Griesse, Birgit (Hrsg.) *Subjekt – Identität – Person?* Wiesbaden: VS Verlag, 197–218.
- Sacks, Harvey (1992) *Lectures on Conversation*. Oxford, Cambridge: Blackwell.
- Schütze, Fritz (1983) Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13(3), 283–293.
- Staudigl, Michael (2015) *Phänomenologie der Gewalt*. Wiesbaden: Springer.
- Trinch, Shonna L. (2003) *Latinas' Narratives of Domestic Abuse: Discrepant versions of violence*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- Ulmer, Bernd/Bergmann, Jörg (1992) Medienrekonstruktionen als kommunikative Gattungen? In: Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hrsg.) *Medienrezeption als Aneignung*. Wiesbaden: Springer VS, 81–102.
- Wilke, René (2022) *Wissenschaft kommuniziert. Eine wissenssoziologische Gattungsanalyse des akademischen Group-Talks am Beispiel der Computational Neuroscience*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wulff, Hans-Jürgen (1990) *Die Erzählung der Gewalt. Untersuchungen zu den Konventionen der Darstellung gewalttätiger Interaktion*. Münster: MAKS Publikationen: Studien zur Populärkultur. 1.. URL: <https://d-nb.info/1109059957/34> [zuletzt zugegriffen am 29.10.24].
- Zilles, Ana M.S./King, Kendall (2005) Self-presentation in sociolinguistic interviews: Identities and language variation in Panambi, Brazil. In: *Journal of Sociolinguistics* 9 (1), 74–94.
- Zillig, Ute (2016.) *Komplex traumatisierte Mütter: Biografische Verläufe im Spannungsfeld von Traumatherapie, Psychiatrie und Jugendhilfe*. Weinheim: Verlag Barbara Budrich.